



IX.

Mit etwas Regen und einigen Gewitterschauern war in dem frohlebigen Paris der April zu Ende gegangen, gleich als ob er nach all den sonnigen Frühlingstagen noch einmal sein unbestrittenes Recht als launischer Modemonat geltend machen wollte. Nun schien die liebe Sonne wieder lachend nieder auf die verregneten Blüthenkelche und all den Unfug, welchen der Sturm in dem Tuilleriesgarten und den bosquetgeschmückten Wegen der Champs Elysées angerichtet hatte. Und mit der Sonne kam auch „ganz Paris“ wieder zum Vorscheine, das während des Regens verdrießlich am kalten Kamine gehockt und der schönen winterlichen Freudenzeit gedacht hatte. Ganz Paris strömt an diesem ersten Maitage in den Industriepalast, wo eben die letzten Vorbereitungen zu dem großen Stelldichein der schönen Künste getroffen werden. Es ist der Firnißtag, der letzte Tag vor der offiziellen Eröffnung des „Salons“, der Tag, an welchem sich

hier mit den schönen Künsten die elegante Welt ein Stellbichein giebt, um das erste Urtheil über die Schätze zu gewinnen, die sich da in den mehr als dreißig Sälen ausbreiten. Es gilt für ein beneidenswerthes Vorrecht, zu dieser Generalprobe des Salons eine Einladung zu erhalten, und Die, welchen dieses Vorrecht ertheilt wird, zählen sich zu den Intimen des Salons, wie sie die Intimen der Erstlingsaufführungen in den Theatern zu sein pflegen. Wie manche schöne Hoffnung wird an solch' einem Firnißtage erbarmungslos vernichtet, ehe noch die eigentliche Eröffnung der Ausstellung stattgefunden hat, wie mancher Triumph in wenigen Stunden voll und ganz entschieden, wie manches große Streben bleibt da unbeachtet und wird verbittert mit der Zeit, wie manche hohle Phrase wird durch Günstlingswirthschaft oder Zufalls Gnaden zum Meisterwerke gestempelt! Der stille reine Gott der Kunst findet hier nur wenige Verehrer. Desto lauter und lärmender umtanzen die Anderen den Götzen des Erfolges, die Getäre Mode, den Popanz ihrer gallischen Ruhmsucht, das übersinnliche Farbenbacchanal und die an Moder und Verwesung mahnende Farbenfäule, die allein noch im Stande ist, ihre überreizte Blasirtheit anzuregen.

„Kein besonders moralischer Platz eigentlich, Doctorchen, dieses Stellbichein des lustigen Paris!“ bemerkt

ein deutscher Herr, dessen sonnengebräuntes Antlitz mit der weißen Stirn und dem soldatischen blonden Schnauzbart den Offizier verräth, zu seinem Begleiter, einem schlanken jungen Manne mit blassem Antlitz und dunkel leuchtenden Augen. — „Sie haben Recht, lieber Rittmeister! Auch kein besonders lustiger, wenn man es bei Lichte beseht. Was ist die herrschende Leidenschaft aller dieser Menschen, die da aneinander vorübertreiben, sich verbeugen, lächelnd begrüßen und hochmüthig meiden, hassen und verachten, lieben und vergöttern, zu Boden treten und gen Himmel heben? Eitelkeit und Selbstsucht. Selbstsucht bis in ihre Liebe, ihre Begeisterung hinein, ihre reinste Begeisterung, auf deren Reinheit sie die Hostie nehmen, auf die sie schwören würden bei Allem, was ihnen heilig ist.“

„Wenn der Schwefelbunde eben etwas heilig wäre, als sie selbst!“ — „Sehen Sie, wie sie dort hinströmen zu Detaillès und Neuville's vielbelobten Schlachtenbildern, um sich im angedichteten Ruhme ihrer großen Armee zu sonnen!“

„Kindische Albernheit. Im ganzen Feldzuge habe ich keinen französischen Kerl so stehen sehen, wie diese Offiziere da auf dem Kirchhof von St. Privat. Die Herren hatten Nöthigeres zu thun, als theatrale Posen anzunehmen, wenn ihnen unsere Colonnen auf den Leib rückten!“

„Im Uebrigen ein vortreffliches Bild! Eine packende Frische der Conception, Schärfe der Beobachtung und Treue der Zeichnung, wie sie unseren deutschen Malern oft zu wünschen wäre!“

„Natürlich, wer bestreitet denn den französischen Malern ihr brillantes Talent! Wer wird die Verdienste eines Meissonier verkennen! Und dieser Neuville! Ich habe nie einen deutschen Hauptmann so gut gezeichnet gesehen, als diesen hier auf seinem Bilde.“

„Nicht wahr? Und denken Sie an sein ‚Le Bourget‘. Dieser Clan im Arrangement, die glänzende Vertheilung der Massen, diese Achtung des Siegers —“

„Na, hören Sie. Das hat seinen Haken. Natürlich braucht er anständige Gegner und hat unsere Offiziere und Kerls deshalb auch gut fortkommen lassen, aber im Ganzen steckt doch viel hohle Phrase. Oder glauben Sie wirklich, lieber Freund, daß unsere Bataillone nach dem mörderischen Feuer so geschlossen in die feindlichen Stellungen eingedrungen sind, wie der Herr Neuville da uns weismachen will? Herr des Himmels, wie hatten sie mir meine Schwadron an dem Tage zugerichtet! Von den Garden gar nicht zu sprechen!“

„Aber was soll der Maler thun? Er braucht doch seine Gloire!“

„Natürlich! Und da schminkt er sie der Thatfache auf. Das nennt sich dann Historie. — Uebrigens auch

ein bezeichnender Scherz, die 'Läufe Chlodwigs' da von Blanc!"

„Gambetta und sein Hofstaat in antiker Gewandung als glorienumstrahlte Heilige und Neophyten, in der That nicht übel. Was wollen Sie, er ist der Held des Tages. Es ist die alte Geschichte vom Tanze um das goldene Kalb!"

„Nur daß das Kalb inzwischen ein schleppfüßiger Ochse geworden ist!"

„Und sie tanzen ihn so ziemlich alle, diesen Tanz des Größenwahnes und der Eitelkeit. Jeder in seiner Weise. Sehen Sie dort jenen Journalisten mit den fahlen Schläfen im eifrigen Gespräche mit dem russischen Attaché begriffen."

„Sie theilen sich vermuthlich in die Haut des Löwen. Na, mir kann's Recht sein! Ich bin Husar! Aber Gott sei Euch Windbeuteln gnädig, wenn unsere Plempen noch einmal fleddern müssen!"

„Sie sind immer noch die alten Pariser. Da, sehen Sie dort jene blendenden Frauen, welche vor Begierde brennen, ihre von Bonnat oder Cabanel gemalten Bildnisse in der neuen Umgebung zu sehen oder Urtheile darüber zu erlauschen —"

„Na ja, und da die Hauswirthin, die sich mit ihren Rangen im Sonntagsstaat bei einem Anfänger malen ließ und sich nun neben Marquisen und Herzog-

ginnen bewundern läßt! Wo liegt der Unterschied! Wir sind noch immer im alten Paris, Doctoren.“

„So ist's. Dort der gefeierte Romanschriftsteller, welcher der Gattin des Deputirten aus der Provinz ironische Verbindlichkeiten sagt, dort der arme Teufel mit dem interessanten Künstlerkopfe, der sich von einer Börsengröße der Rue Lafitte über die Mängel seines Porträts belehren lassen muß —“

„Bermuthlich, weil Weib und Kinder verhungern würden, wenn er dem Lämmel den sauer verdienten Lohn vor die Füße würfe! Ja, wir sind in Paris.“

„Dort jene hübschen Modelle, welche in ihrer bunten Nationaltracht direkt aus den Rahmen herabgestiegen erscheinen und mit den jüngeren Malern feste Grüße austauschen, und jene Herzogin in dem Heiligenschimmer der legitimistischen Romantik, welche dem jungen Gelehrten herablassend zulächelt, der sie wie ihr Schatten ehrfurchtsvoll begleitet! Wir sind in Paris! Sehen Sie dieses ganze elegante bunte Gewimmel ordensbandgeschmückter Würdenträger, reizender Frauen, glänzender Militärs, interessanter Künstler, Journalisten, Gelehrter, durch welches die Anstreicher in farbenflechtigem Leinwandkittel sich mit Leiter und Firnißtopf hindurchwinden, ja das ist „ganz Paris“, wie es leibt und lebt und leben wird, so lange der heitere Himmel Frankreichs herablachen wird auf diese bunte exotische

Welt. Diese räthselhafte Welt, die am Tage durch die Säle des Industriepalastes wogt oder draußen in den Champs Elysées in pfeilschnellen Karossen meteorengleich an dem bestaubten Fußgänger vorüberfliegt, des Abends aus ferzendurchstrahlten Sälen durch die verhüllten Fenster auf den Blumenmann geheimnißvoll herabschimmert wie ein wunderbares Märchen, wie ein verführerischer Teufelspuk!“ — „Warum ereifern Sie sich darüber, Doktor?“ — „Es gab eine Zeit, wo ich sie liebte und an sie glaubte, diese Franzosen. Es war ein Kinderwahn. Sie sind dieselben geblieben, die sie immer waren, dieselben liebenswürdig lustigen, unausstehlich hochmüthigen, herzlos blutdürstigen und leidenschaftlich schwärmenden Pariser, die Entel des Convents, denen trotz aller demokratischen Deklamationen der aristokratische Luxus und der imperialistische Unfug Bedürfnis geblieben ist. Wie könnte es anders sein! Der Vollküstling mag Tyrannen stürzen im blutigen Werke eines Tages; auf seiner Sittenlosigkeit aber wuchert nur desto üppiger wie auf fruchtbarer Grundlage der aufgeklärte Despotismus fort. Ihr Napoleon und sein heute von ihnen verfluchtes System war der fleischgewordene Ausdruck ihrer Thorheiten, Wünsche und Bedürfnisse und dort jener unworbene kleine Mann mit dem Spitzbäuchlein und dem schielenden Vollbartgesicht ist der verkörperte Ausdruck desselben verfluchten

Systems pulverdampfunnwölkter Schauspielerstreiche und cäsaristischer Abenteuer.“ „Vergessen Sie nicht die plebejische Beutefischerei!“ — „Kaiserin Eugenie, Madame Adam, was wollen Sie, der Unterschied besteht auch da nur in der Fülle der blendenden Schultern! Geben Sie Acht, wie diese Huldgöttin dort am Arme des gefürchteten Gambetta, des gefeierten Mannes mit den plebejischen Plattfüßen und der cäsaristischen Suada, durch die Säle schwebt, um die Begrüßungen der ehrfurchtsvoll zurückweichenden Menge entgegenzunehmen! Mir ist, als ob ich aus dem Munde eines der Blumenmänner eine Strophe vernähme aus einer lustigen pariser Posse, eine alte bekannte Strophe:

„Dafür ist er nun unser König,
 's lohnte sich wenig, lohnte sich wenig,
 Daß die Könige man vertrieb,
 Wenn Alles nur beim Alten blieb!“

„Verdammt, Sie haben Recht, Doktor, es lohnte sich wenig, denn Alles ist beim Alten geblieben!“

„Der Name ist gewechselt, aber Form und Gehalt der Civilisation sind dieselben geblieben. Und auch die Maler dieser Civilisation sind dieselben. Ob Gros und Horace Vernet oder Neuville, Detaille, Blanc und Protais, ob Konsulat und Kaiserreich oder die Republik, die beglückende, ob Solferino oder Tunis: was liegt am Unterschiede, es ist derselbe Größenrausch der Gloire,

der diese Säle füllt; und darum ist es nichts Anderes, denn eine Anstandspflicht, daß Monsieur Gambetta, der Held des Tages, der Bekämpfer der Kroumirs, diesen Salon am Firnistage mit seiner einweihenden Gegenwart beehrt."

"Er scheint seinen ersten Rundgang zu unternehmen. Wollen wir uns anschließen?" — "Ich denke, wir lassen den Bachantenzug der modernen Demokratie an uns vorüber. Kommen Sie hinaus aus dieser Stube. Im Wintergarten wartet das Buffet."

"Auch gut. Also Janfaro zum Einhauen! Ich habe übrigens einen Mordsappetit." — — —

"Sie auch hier, Professor?"

"Ah, Sie, lieber Freund! Ja, man muß ja wohl. Schon der Mode wegen."

"Da haben Sie Recht, Professor. Ein deutscher Maler, der nicht in Paris war, ist ja ein Unding. Uebrigens Mode! Der Modeton wird immer heller. Sehen Sie nur die Landschaften, ganz silbergrau! Die Bäume sehen schon wie Cement aus und der Himmel wie Reiskrei mit Zimmet. Und das nennt sich Landschaftsmalerei!"

"Beruhigen Sie sich. Im nächsten Jahre malen sie vielleicht Gelb in Gelb oder Dunkelviolett oder Roth, je toller, je besser! Bei diesem Volke wird Alles

zur slavischen frivolen Modefache, selbst das Reuscheste, was wir simplen Deutschen kennen, die jungfräuliche Sprache der Landschaft! Kann es eine gräßlichere Mißachtung der Gesetze der Natur geben, als wie der Durchschnitt dieser „Kunstwerke“ aufweist? Welches sind die Ideale dieser Künstler? Der Erfolg, sonst Nichts. Erfolg um jeden Preis! Also etwas Neues, nie Dagewesenes, in die Augen Springendes! Aber bei Leibe nichts Gesundes oder Natürliches! Und dabei sprießet und grünet um sie her die heitere Landschaft des sonnigen Frankreich, und die ewig gütige Mutter Erde spendet Menschen und Thieren aus ihrem unererschöpflichen Segenshorne. Mit welchen Augen aber sehen diese Leute wohl ihr schönes Heimathland? Ihre überreizte Blasirtheit begleitet sie auf Schritt und Tritt, selbst im Morgendufte der bethauten Fluren, beim gewaltigen Zürnen des Gewitters, der empörten See. Unsere lieben Landsleute haben übrigens schon von ihnen gelernt; geben Sie Acht, ob über's Jahr nicht zu Hause ein paar Duzend cementgraue Landschaften ausgestellt werden!“

„Lieber Himmel, will es denn das Publikum besser? Blicken Sie doch hin auf diese Landschaften. Auch da sind Bilder, gleichwerthig einem Rousseau, Troyon, Corot u. a. Aber wer beachtet sie? Der Strom der Menge drängt zu den Parfumeurs der

Mode. Die werden gefeiert und ihre Bilder gehen ab, wie beim Bäcker die Semmel!"

"Und ist das bei uns in Deutschland nicht ebenso? Nur, daß wir keine eigene Mode zu Stande bringen und uns mit der vorjährigen pariser behelfen müssen. Kommen Sie, lieber Freund." — — —

"Corpus Christi!" lacht ein junger Franzose, „von wem ist denn der schwarzgrüne Matsch da?"

"Das ist sehr gut", erwidert sein Begleiter lachend, indem er im Kataloge den Namen des Malers auffucht. „Ebers — zum Teufel, was für ein unaussprechlicher Name: Ebers — dorf. Ah so, ein Deutscher. Armer Tropf!"

"Wo mag diese tête carrée denn gesteckt haben, daß sie nicht weiß, daß die Mode in diesem Jahre hellgrau ist?"

"Mein Gott, wo denn, in seiner Wildniß vermuthlich, in der Sauertrautplantage. Da soll es ja übrigens so schwarzgrün aussehen."

"Sehr gut. War schwarzgrün nicht vor zehn Jahren Mode?"

"Natürlich. Der Herr wird wohl mit den Pendulenhorden hier gewesen sein!"

"So sind diese Deutschen. Sie haben keine Ahnung von dem hinreißenden Reize, der in dem Wechsel der Mode liegt."

„Woher sollten sie auch! Sie nehmen unsere Moden auf, wenn wir hier dieselben längst albern finden. Dazu kommt die plumpe Schwerfälligkeit, mit der sie an dem Humbug festhalten, wenn wir längst über denselben lachen. Seien wir doch froh darüber. Was sollten unsere Confectioneurs mit ihren vorjährigen Damenhüten und Toiletten, unsere Galanteriewaarenhändler mit ihren altmodischen „Articles de Paris“ und unsere Maler mit ihren abgestandenen Bildern anfangen, wenn uns die Deutschen das Zeug nicht noch Jahrelang abnähmen!“

„Wie eine abgelegte Maitresse, ganz recht. Gutmüthige Tröpfe im Grunde genommen, diese Sauerfrautköpfe!“

„Aber, was ist denn das? Das Bild da ist ja verkauft!“

„Nicht möglich? — Eh bien, er wird seine Protection haben. Vermuthlich ist er ein ansehnlicher Bursche, dieser germanische Waldmensch. Unsere Weiber haben ja oft einen wunderlichen Geschmack.“ — —

„Sieh da, Anatole! Wo hängt Ihr Bild?“

„Im nächsten Saale.“

„Ah, gratulire. — Kennen Sie den Herrn, der Sie da grüßte?“

„Ein deutscher Baron. Er malt auch. Uebrigens ein amusanter Herr, Anbeter der Herzogin von Czartorow! Ebersdorf — unglaublicher Name, was?“

„Ah, der! Lassen Sie doch sehen. War er nicht der Liebhaber der Duran?“

„Der kleinen Manon? Warum nicht! Aber sehen Sie, wie angelegentlich sich die Herzogin mit ihm unterhält!“

„Ist das keine Landschaft? Köstlich. Das ist ja antediluvianisch. So malte man ja, als der liebe Herrgott noch ein kleiner Junge war!“

„Nicht wahr? Und, denken Sie, das Bild ist verkauft!“

„Was Sie sagen? Und an wen?“

„Mein Gott, sind Sie naiv! An wen denn sonst, als eben die Herzogin.“

„Sonderbare Dame, diese Polin. Merkwürdige Person!“

„Schöner Rest der alten Aristokratie, lieber Freund. Die sind immer conservativ. Und geben Sie Acht, der Herr kommt durch sie in die Mode! Man sagt, daß die Herzogin auf Euch Republikaner schlecht zu sprechen sei!“

„Natürlich, wie Alle vom Faubourg St. Germain! Nehme es ihr nicht übel. Aber wer ist denn der Herr, welcher mit ihr spricht?“

„Ein deutscher Fürst. Soll ein großer Kenner sein. Man sagt, er habe sogar eine eigene Akademie!“ — — —

So war es. Die Herzogin stellte eben Hans dem Fürsten vor, der sich angelegentlich mit ihm unter-

hielt und darauf seinen Rundgang durch die Säle mit ihm fortsetzte. Der junge Maler mit der aristokratischen Haltung gefiel dem Fürsten um so mehr, als er sein zuversichtlich festes Urtheil mit einer gewissen bescheidenen Reserve abzugeben verstand. Das Gespräch lenkte sich unwillkürlich auf die Bedeutung der französischen Malerei, der Hans im Gegensatze zu den meisten deutschen Malern insbesondere einen „Zug kräftiger Subjectivität“ nachrühmte. „Ich bitte um Verzeihung, wenn ich mir da eine Art von Urtheil entschlüpfen ließ, Durchlaucht! Vermuthlich stehe ich in Deutschland recht allein mit demselben da; ich möchte es auch Niemand ausdrängen. Ich aber, von meinem Standpunkte aus, schätze den Künstler und sein Werk um so höher, je persönlicher sie sind.“

Hans hatte da, vielleicht ohne es zu wissen, den vortheilhaftesten Ton angeschlagen, um sich schnell die vollste Zuneigung des Fürsten zu gewinnen. Der letztere kehrte nochmals zu der Landschaft seines jungen Begleiters zurück und äußerte den Wunsch, ein gleiches oder ähnliches Bild zu besitzen. Zugleich aber äußerte er, daß es ihm zu hoher Freude gereichen würde, den Maler „bei sich“ zu sehen.

Hans verstand es, durch zur Schau getragene Gleichgiltigkeit seinen zahlreichen Bekannten vom Sport und Turf gegenüber zu verdecken, wie großen Werth

er auf diese Auszeichnung des Fürsten legte. Er nahm dieselbe anscheinend als etwas durchaus Alltägliches und gab sich dadurch in den Augen der vornehmen jungen Welt ein unverkennbares Relief. Für ihn aber lag etwas Bestrickendes in dem Bewußtsein, einen Boden gefunden zu haben, auf dem er ganz er selbst sein durfte, er, den sie daheim mit ihren spießbürgerlichen Ansichten glaubten schuhriegeln zu dürfen! Pah!

So wiegte er sich in dem Bewußtsein des Erfolges, tauschte mit den Kunsthändlern vertrauliche Grüße aus, wie sie sich nur die Bevorzugten der Mode erlauben dürfen, warf diesem Bekannten einen flüchtigen Gruß, jenem einen Handwink zu, sagte den Gattinnen seiner Freunde Artigkeiten und war, ehe eine Stunde vergangen war, ganz der Alte in dem alten, leichtlebigen Paris!

Und eben diese Sicherheit, diese gewinnende Art, sich zu geben, befestigte in Aller Augen das bereits allseitig über seine Persönlichkeit gefällte Urtheil.

„Sie kommen doch in die Oper, Baron?“
 „Später in den Club!“ „Wie war's in Rom?“
 „Wir sehen uns morgen, nicht wahr?“ So flogen Grüße und Gegengrüße herüber, als die Herren höflich zurücktraten, um einer Dame Raum zu geben, die in anmuthiger Bescheidenheit, wie sie der vertrauten Freundin ziemt, welche sich in der Schaar der Glück-

wünschenden nicht vordrängen mag, auf Hans zutrat und ihm beide Hände bot.

„Jean! Nehmen Sie meine Glückwünsche aus vollstem, treuestem Herzen!“

Und damit legte sie ihren Arm in den seinen und schwebte mit ihm durch die Reihen der grüßenden Besucher, als wolle sie ganz Paris zeigen, daß er ihr gehöre, der interessante fremde Künstler, ihr, der Manon Duran, dem gefeierten Sterne der Opéra comique.

„Poß Blitz die Duran! Prachtweib! Was, Hippolyte?“

„Eine verführerische Teufelin, tödtlich schön und dämonisch lieblich, wie die Meduse Rondanini!“

„Und dieser deutsche Sauerkrautkopf! Es ist himmelschreiend.“

„Sie kennen sich schon lange. Eh bien, man wird sie auspfeifen diesen Abend!“ — — —

„Und Du liebst mich noch, Jean?“

„Wer kann Dich sehen, ohne Dich zu lieben, Manon!“

„Das klingt ja entsetzlich sanft. Warum hast Du Dich so selten gemacht in letzter Zeit?“

„Du bist überdies sehr verwöhnt, mein Schatz!“

„Ah! Und wo hast Du die letzten Monate verträumt?“

„Bei einem Paar blauer Augen inmitten eingeschneiter Berge!“

„Aber das ist ja nicht möglich. Ist das wirklich wahr?“

„Wirklich und wahrhaftig wahr!“

„Ihr Deutschen seid doch unverbesserlich! Und nun?“

„Nun kehre ich von meiner fruchtlosen Pilgerfahrt in den Hörselberg zurück zu Dir, meiner Balandinne!“

Manon bog sich vor und sah ihm mit ihrem schlangenhaft unruhigen Blicke tief in die Augen.

„Ist, man beobachtet uns!“

„Ah bah, die Herzogin. Was will die? Sie sagen, Du habest ihr einmal näher gestanden; ist das wahr, Sean?“

„Man spricht von dergleichen nicht, Manon!“

„Ah, Du bist discret! Eine Eigenschaft die ich sehr schätze, obwohl ich persönlich keinen Gebrauch davon mache. Aber Du wirst damit Carrière machen im galanten Paris. Also heute Abend?“

„Nach der Vorstellung!“ — — —

„Sind doch ein Teufelskerl, Baron!“

„Ah, Capitaine, noch immer in Paris, Sie kleiner Eisenfresser?“

„Spotten Sie nicht; kommen Sie an das Buffet im Wintergarten oder hinaus, die Hitze wird unerträglich hier!“

„Für den tapferen Wüstenjäger?“

„Ach, die Wüste! Lassen Sie die Scherze, lieber Baron, das waren Zeiten! Wo sind sie Alle, die man lieb gehabt hat, die wackeren Kerle, mit denen man unter Sack und Pack durch Algier spaziert ist und den Löwen gejagt hat, die Alten aus der alten Schule Pelissier's! Auf den steinigen Feldern der Krim und den Fluren von Solferino und in Euereu deutschen Massengräbern liegen sie mit sammt ihren tollen Streichen begraben. Sie sind ja Soldat, Baron, und wissen, was das heißt! Und man hat sie lieb gehabt, die alten ehrgeizigen, rauflustigen Kameraden!“

„Nun und Tunis?“

„Ach, Baron! Seien Sie nicht geschmacklos! Wollen Sie mir nicht nächstens rathen, auf Hausse zu fixen in Stiefeln oder einem anderen nützlichen Armeeartikel? Die Zeit ist darnach!“

„Sie sollten heirathen, Capitaine!“

Der Capitaine François Dufort riß die Augen auf und starrte seinen Begleiter mit komischem Entsetzen an.

„Man merkt's, daß Sie aus Deutschland kommen! Wie gerathen Sie auf den schlechten Wit?“

„Aber warum soll der Scherz schlecht sein, Capitaine? Wie allerliebßt muß sich neben Ihrem lohbraunen Wüstengesichte so ein hübsches milchweißes

Lärvchen ausnehmen! Offen gestanden, ich habe selbst daran gedacht, mich zu verheirathen!“

„Hören Sie, Bester, Sie scheinen wirklich angegriffen zu sein! Ein Künstler und heirathen, sind Sie denn toll?“

„Und warum soll ein Künstler nicht heirathen, mein brauner Saharaheld?“

„Warum? Weil die Misere der Ehe das Talent erstickt. Ein verheiratheter Künstler ist ein gewesener Künstler. Er ist Gatte, Vater, Staatsbürger, Steuerzahler, ein Rad in der Weltuhr, wenn Sie wollen; aber das Genie ist zum Teufel, der Poet ist erdrosselt. Sapristi, was macht Sie denn zum Maler? Doch eben jenes unbestimmbare Etwas, das den flotten Augen nichts kennzeichnet, der die Weiber kennt und zu verführen weiß! Was wollen Sie damit in der Ehe anfangen?“

„Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob Du bist!“ murmelte Hans und blickte nachdenklich vor sich hin. Er dachte an Ludolf und was ihm der von der Pikanterie in der Kunst gesagt hatte.

„Pest und Tod, jetzt seufzen Sie schon deutsch! Wenn Sie denn schon verliebt sind, nun, so erobern Sie sich Ihr Mädchen. Aber heirathen werden Sie doch deshalb das Lärvchen nicht!“

„Sie kennen die Wüste, mein tapferer Capitaine, und kennen Paris; aber Sie kennen die Moral der Deutschen nicht!“

„Ich kenne von den Deutschen Nichts als ihr Blut, das ich auf den Schlachtfeldern fließen sah. Respect vor dem! Es ist gutes, heißes Blut und sieht dem unseren verdammt ähnlich. Aber hole der Teufel ihre Moral, wenn sie vernünftige Menschen zu solchen Tollhausstreichen treiben kann! Moral! Was soll Ihnen die? Ein Künstler und Moral! Sind Sie ein Pfaff, eine alte Betschwester? Ein Maler sind Sie, ein Heide, der an keine Moral und keinen Gott glaubt, als an seine verfluchte Kunst, die ihm Gottheit, Moral und Religion ist! Sie und heirathen, es ist köstlich! In einer nüchtern engbürgerlichen Wohnung sitzen, vielleicht die Wiege im Atelier — eio popeio, hopp la, mein Kleiner — si done! Das Geschrei und der Geruch! Der Geruch sage ich Ihnen! Denken Sie nur: das Parfum der Kindstücher statt des Patchoulieudufes der Lorette! Netze Anregung das! Da lobe ich mir den Skating Rink — in Mabilie ist nichts Rechtes mehr los — da giebt es Farbe, Formen, Leben! Da ist die höchste Anregung für ein den sinnlichen Eindrücken zugängliches Künstlerherz und Künstlerauge. Da ist Kunst, wohin Sie greifen. Aber Moral? Satanszeug ist es. Nun gut, nur zugegriffen; Euch Künstler

versengt solch Feuer nicht. Aber gehen Sie mir doch mit Ihrer langweiligen Moral! — — Ah, bon jour, madame! — — Famoses Weib, die Lescaut, Blitzelement! — Ah, der Gruß galt Ihnen, mein junger Jugendheld? Und Sie wollen heirathen? Der Einfall ist zu köstlich, als daß ich ihn nicht Abends im Club erzählen müßte. Sie erlauben doch?“

„Lassen Sie das, Capitaine! Ernst gesprochen; ich fühle, ich bin verdorben für Ihr Paris!“

„Ah, ba! Kommen Sie in die Oper, kommen Sie in den Club, zum Sect, zum Spiel! Sie kennen Paris noch nicht, das ewig junge, ewig verjüngende, ewig electrificirende Paris!“ — —

Arme Marie im alten Harzlande daheim, wo sind nun Deine Heimathgrüße!

O, Du strahlendes, glänzendes Paris, wieviel Menschenglück und Manneswerth verbrauchst Du in Deiner nimmersatten Gier! Wieviel Menschenehre ersticktest Du in den schwellenden Kissen einer einzigen Nacht!

Heute noch das Herz voll Erinnerungen, auf den Lippen den Kuß der keuschen Braut, am Hute noch ihr grüßend Vergißmeinnicht, und morgen — o pfui der Schande — morgen früh in den Armen der berückendsten Teufelin von ganz Paris!

Und nun, Freund Hans? Weiter auf dieser Bahn? Willst Du Dich losjagen von der Heimath?

Das hieße, die allerbündigsten Versprechen brechen. Oder das Weib verlassen, das da neben Dir schlummert, die trunkenen Lippen noch wie zum Kusse halb geöffnet?

Entschließe Dich, Hans! Fort von hier, kehre um in die offenen Arme der Heimath!

„Ja, wenn ihre spießbürgerlichen Ansichten nicht wären! Nein, nein, es ist unmöglich! Dort die moralische Erdrösselung und hier Carrière, Leben, Licht, Luft, Freiheit! Ach! Ich brauche Freiheit und Luft, wie ein entlaufener Schulbube!“

Und nach einer Weile ernsthaften Nachdenkens:

„Der ich doch eigentlich bin! Man sollte mich auf ein Schiff bringen und mir mit dem Tausende auszahlen! Der Vater! Und er hat das Letzte für mich geopfert! Ich mag es ihm wiederzahlen, das Opfer wird dadurch nicht geringer! Und Marie! Kann ich ihr je wiedergeben, um was ich sie betrogen habe, Jugend und Lebensmuth? Betrogen! Wie das klingt; habe ich sie geheißsen, gerade an mich ihr Herz zu hängen, der keine Fesseln tragen kann und will! Betrogen! Mein Gott, wir haben uns vor der Verlobung näher kennen gelernt und gefunden, daß wir nicht zu einander passen; ist das nicht vernünftiger, als wenn es nachher geschähe? Wir trennen uns also! Daß das vielleicht auf beiden Seiten nicht ohne Schmerz geschieht, was ist natürlicher, als das? Ich will ihr

schreiben und ihr das Wort zurückgeben, da ich ja doch wohl niemals Bilder malen würde, die ihrem vortreflichen Vater gefallen! Infamer alter Fälsch mit seiner pöbelhaften Dummdreistigkeit! Wäre ein netter Schwiegervater geworden, par bleu! Ich sollte eigentlich an ihn schreiben, das würde mir viel leichter werden! Oder wenn ich gar nicht schriebe, wenn ich die Sache langsam einschlafen ließe? Das ist am Ende noch bequemer und geht ohne Thränen und Polterereien ab. Ach, Manon, Manon, wenn Du wüßtest, was Du auf dem Gewissen hast; wahrhaftig man braucht keine leichterregbare Künstlernatur zu sein, um sich von Dir Circe bethören zu lassen. Da liegst Du und schläfst, unschuldsvoll, wie die Sirtina, Du satanischer Kobold Du!"

Mit all diesen schönen Redensarten und schnöden Verdächtigungen kam Herr Hans indeß nicht über seine Klemme hinweg. Schließlich beschloß er, während er in Manon's Boudoir den Kaffee schlürfte, den ihm die Zofe vorsetzte, dreierlei zu thun: erstens dem Vater den Verkauf seiner Bilder mitzutheilen und dabei den Hinweis nicht zu unterlassen, daß hinter dem Berge auch noch Menschen wohnen, liebenswürdige elegante Menschen, welche seine Kunst besser zu würdigen wüßten; zweitens: seine alten pariser Verbindungen aufzunehmen, insbesondere sich an die Frauen und an die Presse heranzumachen; und drittens: Marien gar nichts

zu schreiben und die Dinge laufen zu lassen, wie sie eben liefen. Nachdem er zu diesen seines Crachtens vortrefflichen Entschlüssen gekommen war, athmete er erleichtert auf, als seien nun alle Unannehmlichkeiten aus dem Wege geräumt, und küßte Manon galant die Stirn, die eben erröthend — welch ein Erröthen! — in duftigem Morgenkleide zur Thüre hereintrat.

Den Brief an seinen Vater schrieb Hans noch an demselben Morgen auf einem von Manon's parfümirten Briefbogen, und er lachte im Stillen in sich hinein, als er daran dachte, was wohl der alte Harzbär zu diesem duftenden Billetchen sagen werde.

